

Das Altarbild [Schluss]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **4 (1909)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-763969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS ALTARBILD

VON MEINRAD LIENERT

(Schluss)

In den kommenden Tagen behandelte der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher seinen Gast, den Maler Josef Rotlacher besonders aufmerksam. Er liess ihm zum Mittagessen gedörrtes Schweinefleisch auftischen, obwohl ihn das heimlich also schmerzte, als schnitte man ihm's aus dem eigenen Fleische; Sonntags liess er gar eine Flasche dickroten Welschwein aus dem Wirtshause holen. Als ihn der Maler aber trank, bedünkte es den Alten, er schlürfe wie ein gieriger Blutegel sein eigenes kostbares Blut. Dabei redete er immer wieder vom Himmelfahrtsbild und wusste nicht genug zu sagen, wie er eine Freude habe, und wie es ihn stolz mache, dass nun sein Marieli leibhaftig aufs Bild komme, und dass er auch seinen lieben Namenspatron, den Liebesjünger Johannes, der ihm in Stall und Haus allzeit alles so schön zusammenhalte, auf das Gemälde bringe. Er vergass bei diesen Reden nie, den Maler darauf aufmerksam zu machen, wie sehr er sich im Geiste mit seinem Namenspatron verwandt fühle und wie sehr es ihn freuen täte, wenn er den alten Liebesjünger, von dem kein Mensch mehr wisse wie er ausgesehen habe, ein bisschen nach seinem, des Kirchenvogts Ebenbild, neuerschaffen würde. Da sagte denn der Maler zum Alten, wenn er ihm mit dem Liebesjünger um den Bart ging, alleweil die verheissungsvollen Worte: „Habt nur keinen Kummer, Kirchenvogt, den Liebesjünger werde ich auch nicht aus der Luft abmalen.“

Anfänglich hatte der Kirchenrat von Stagelegg die neue Kirche ganz einfach halten wollen. Aber als die Gaben für die Kirchenbaute reichlicher flossen als vorausgesetzt, gelang es dem Geistlichen, auch den in Geldsachen sonst recht schwermütigen Rat für einen prunkvollen Ausbau des Gotteshauses zu gewinnen. Das veranlasste nun aber die einstweilige Abreise des Malers, der nun das Hochaltarbild nicht malen konnte, bevor das Kircheninnere im Sinne des Pfarrers aufs glänzendste herausgeputzt war. Nach fleissigen Studien und Vorarbeiten, wobei ihm auch der hochofrenute Kirchenvogt Johannes ein paarmal sitzen musste, verschwand er daher eines Tages mit einem Arm voll Skizzen

aus dem Stagelegger Bergtal, wobei ihm das Marieli heimlich aus der Laube und der Alte durch das offene Stubenfenster nachschauten. „So,“ murmelte schmunzelnd der Kirchenvogt vor sich hin, „jetzt kann's nicht mehr fehlen, ich und der alte Liebesjünger Johannes kommen in einer Person auf das Altarbild, hi hi hi.“

Als der Maler am nächsten Frühling auf den Ruf des Pfarrherrn wieder im Windbruch zu Stagelegg erschien, fand er das schmucke Kirchlein auch im Innern vollendet bis auf die weissekalte, von Stukrahmen eingefasste Fläche ob dem Hochaltar, worauf er nun Mariä Himmelfahrt malen sollte.

Er liess sogleich einen Verschlag vor die Bildfläche errichten, denn er bekam seitlings durch die hellfarbigen Glasgemälde genügend Licht. Darnach malte er wacker drauflos, sodass der Franztöneli, des Kirchenvogts Enkel, schon am Tage nach des Malers Ankunft zu Hause berichten konnte, der Himmel sei so gut als fertig, es fehlen nur noch die himmelfahrende Muttergottes und die Apostel.

Nun begannen die Modellsitzungen. Das Marieli, das sich schon lange hierauf heimlich gefreut hatte, musste in die Kirche.

Erst brauchte es nicht einmal auf die Bühne ob dem Altar zu steigen. Drunten auf einem Bänklein durfte es sitzen, und der Maler schaute ab und zu nach ihm. Als aber alle Gemeinderäte in ihren müssigen Augenblicken, in einem landwirtschaftlichen Geruche stehend, in die Kirche trampfen, um mit ihren Mundwerken am Bild malen zu helfen, wurde der Maler wild und verriegelte, im Einverständnis mit dem Pfarrherrn, einfach die Kirchenpforte. So blieb er ungestört, was ihm um so lieber war, als er jetzt dem Marieli über das Leiterchen hinauf auf die Bühne half, wo es sich neben ihm aufstellen musste.

Nun gab es für die Beiden recht unterhaltsame Sitzungen.

„So, Schatz Gottes,“ sagte der Maler, als er das Maitli vor sich hatte, „jetzt wollen wir die himmelfahrende Jungfrau malen. Schau jetzt durch jenes Fenster in den Himmel hinauf und tu, als ob du ihn sperrangelweit offen sähest und schon das Stimmen der seraphischen Harfen und Geigen hörtest.“

Das Marieli schaute mit heiterlachenden Augen himmelan.

„Und nun hebe die Arme auf, ganz als wären es Flügel, die dich im Hui in alle Himmel hineinrügen.“

Bolzgrad streckte sie die Arme empor.

„Nicht so steif, als würdest du in den Himmel hinauf telegraphiert,“ korrigierte er. „Du musst die Arme etwas gebogen halten, so, als ob du dem Schatz entgegeneilst, der nach dreijähriger Walzzeit über den Berg gegen das Dörflein herabkommt. Schau, so!“

Er half unter ihren Ellbogen ein bisschen nach.

„Au!“ kicherte sie, „Ihr kitzelt mich.“

„Das gehört halt auch zum Modellstehen,“ machte er schmunzelnd.

Ihr helles Auflachen ging durch das Kirchlein.

„So,“ sagte sie, „da hätte der Pfarrer doch lieber seine Schwester, die alte Maribeth, schicken sollen, die wär' gewiss nicht so kitzlig gewesen.“

Mit kritischen Augen betrachtete jetzt der Maler sein Modell. Es fehlte immer noch etwas daran. Sinnend tätschelte er's auf die roten Wangen.

„Gehört das auch dazu?“ fragte sie schalkhaft.

Er schien sie nicht zu hören. Mit prüfenden Blicken, unter denen sie blutrot wurde, sah er sie immer an. Mit einem Male sagte er: „Du schaust mir doch ein bisschen zu weltlich, zu kirchweihtanzfreudig drein, Kind Gottes im Butterhäfelein. Hör, was ich dir sage: Denk jetzt, du fahrest wirklich in den Himmel hinauf und deine Mutter selig komme dir entgegen, und du dürftest ihr melden, dass du auf Erden einen lieben, lieben Schatz, ungefähr in meinem Alter und von meiner Figur, gefunden habest, der dich lieber habe als Himmel und Erde und alle Freuden des Paradieses.“

Da liess das Marieli für einen Moment die Arme sinken und schaute mit schier erschrockenen seltsamen Augen nach dem ernst dreinblickenden Maler. Fast hatte es den Anschein, als wolle sie sich auf und davon machen. Aber dann lächelte sie, streckte mit einem Male sehnsüchtig die Arme höhwärts, und ihre Augen leuchteten voll blauer Seligkeit, als schauten sie mitten in alle Himmel hinein.

Schier erstaunt betrachtete der Maler das himmelfahrende Marieli, und es war ihm einen Augenblick, er müsste es am gesprengelten Röcklein festhalten, sonst mache es sich wirklich himmelwärts auf Nimmerwiedersehen davon.

Flink stieg er eine Stufe höher und malte und malte.

Als er wieder vom Gerüst stieg, dämmerte es schon in der Kirche.

„Lass die Arme nur fallen,“ machte er, „du wirst wohl recht müde sein.“

„O nein,“ sagte sie lachend, „kein bisschen; ich hätte es noch lange ausgehalten.“

„Ist es dir denn nicht langweilig geworden?“

„Es ist nicht kurzweiliger hinterm Webstuhl zu sitzen.“

Er fuhr ihr liebkosend über den blonden Scheitel und schaute ihr tief und lang in die Augen.

„Was guckt Ihr mich denn so an?“ lachte sie verwirrt.

„Wie sollte ich deine Augen malen können, wenn ich sie nicht anschau. Wie tiefer ich hineingucke, desto besser sehe ich, was drin ist.“

„Wo, in meinen Augen? Ja, was soll denn da drin sein?“

„Halt auch eine jauchzende himmelfahrende Seele sehe ich drin.“

„Ei, was Ihr nicht sagt. Die habe ich noch nie bemerkt. Sobald ich heim komme, will ich im Spiegel darnach suchen.“

„Marieli!“

„Ja?“

„Gib mir ein Küsschen!“

„Nein, nein, nein,“ machte sie kichernd und verhielt sich unwillkürlich den Mund.

„Ach, sei doch nicht so,“ bat er näher rückend. „Jetzt habe ich steif und fest geglaubt, du sehest mich gern, und nun willst nicht einmal ein einfältiges Küsschen an mich wagen. Warum denn nicht?“

„Aber nein! Wie könnt Ihr nur an so was denken in der Kirche.“

„Ach was, sie ist ja noch nicht geweiht. Tu's doch nicht auf die schuldlose Kirche hinaus.“

„Ja, ja,“ meinte das Marieli, „geweiht ist sie soweit eigentlich noch nicht, das ist schon wahr, aber, aber — nein, nein,“ machte sie in holdseliger Verwirrung, „ich tu's nicht, ich tu's nicht.“

„Aber, wenn die Kirche noch nicht geweiht ist, kann doch ein harmloses Küsschen keine Sünde sein.“

„Nein,“ meinte sie schweratmend, „eine Sünde ist's keine.“

„Dann gib mir doch einen Kuss, bloss einen einzigen!“

„Nein, nein, nein.“

„Warum denn nicht?“

„He, weil, weil,“ sagte sie zögernd, und sprang plötzlich auf, „weil doch Ihr gewiss mir zuerst einen geben müsst.“

Es ist dann aber nicht bei dem einen Kuss verblieben, denn dem Marieli erging es wie jenem jungen Entlein, das mit der Hühnerstiefmutter ans Wasser kam. Kaum war das Entlein drin und hatte das Schwimmen angefangen, so merkte es, dass das Schwimmen sein Beruf sei, schwamm lustig drauflos und liess die entsetzte Gluckhenne gackern. So wollte auch das Marieli mit der Küsserei an kein Port kommen.

Aber mit einem Male schoss sie bolzgrad auf und horchte nach der Seitentüre, die der Maler zu schliessen vergessen hatte.

Blitzgeschwind, mit glühenden Wangen und aufgegangenen Haaren rutschte sie die Leiter hinunter, und weg war sie.

Eben ging das Seitentörlein der Kirche. Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher trat ein.

„Ja,“ machte er verwundert, „wo ist denn das Maitli hingekommen?“

„Weisst, Grossvater,“ rief jetzt der Franztöneli, „der schon vorher unbemerkt eingetreten war, „der Maler und das Marieli spielen Versteckens miteinander.“

„Was spielen sie? Versteckens spielen sie miteinander! Ja, der Donner, der Donner, gehört denn das auch zum Modellstehen?“

„Ja, Vater,“ ertönte eine unsichtbare Stimme durch die Kirche.

„Wo bist du denn, du Weltshexe?“ lärmte der aufgebrachte Kirchenvogt.

„Ich weiss, wo sie sich versteckt hat,“ sagte der Franztöneli.

„Wo denn?!“ fuhr ihn der Alte an, dass er zusammenschrak.

„He, im Beichtstuhl,“ machte er plärend.

„So, so,“ sagte grimmig der Alte, „hat's so viel an der neuen Kirchenguhr geschlagen. Willst gleich herauskommen, du Hollediho!“ lärmte er dann zornig. „Ja, das fehlte noch, dass die ledigen Weibsbilder die Beichtväter machten, da täten die Manns-

leut erst recht auf Tod und Leben sündigen, nur damit sie die halbe Zeit im Beichtstuhl knien könnten. Komm heraus, sag ich!“

Jetzt huschte das Marieli lachend, aber zündbrandrot aus dem neuen Beichtstuhl, ging seinem Vater zärtlich um das Kinn und sagte: „Schaut doch nicht so böß drein, Vater! Habt Ihr's denn nicht gemerkt, dass ich den Maler schon lange gern sehe? Ich und der Maler wollen ein Paar werden.“

„Ist das wahr, Meister?“ fragte der Alte kurz den verlegen lächelnden Maler.

„Jawohl, Kirchenvogt,“ antwortete er mutig. „Es ist die heilige Wahrheit. Wir haben uns gleich in der Kirche verlobt, und wäre sie geweiht, so hätte uns der Pfarrer auch gerade noch zusammengeben können.“

Des Maitlis helles Auflachen ging durch die Kirche.

„So, so,“ machte der alte Johannes ingrimmig. „Die heilige Wahrheit. Also deswegen wollte man die Kirchenräte nicht bei der Arbeit haben, deswegen schliesst man das grosse Kirchentor uns, die wir doch das ganze Halleluja, sagt der Pfarrer, berappen müssen, vor der Nase zu, dass man ungestörter Versteckens spielen kann. Und das nennt man Modellstehen!“

Da läutete wieder des Marielis lustiges Silberglöcklein durch die Kirche.

„Ja, lach dich nur aus!“ sagte der erboste Alte, „das Modellstehen und Versteckenspielen hat jetzt ein End. Komm, du Fratz!“

Aber jetzt verging dem Maitli das Lachen.

„Vater, Vater!“ bat es flehend, „seid doch nicht so und lasst mir den Maler. Wie könnt Ihr denn so grimmig gegen das Liebhaben tun, wo Ihr doch den Liebesjünger zum Namenspatron habt?“

„Ja,“ lärmte der Kirchenvogt, „es wäre allweg gescheiter, er täte jetzt den Liebesjünger Johannes malen und die übrigen Apostel, so kommen wir einmal mit der Kirchenbauerei zu Ende. Die Leute möchten endlich Kirchweih haben. Der Maler hat jetzt mehr als genug an der himmelfahrenden Jungfrau herungemalt, der Donner, der Donner. Jetzt komm!“

Da musste das Marieli wohl oder übel abziehen und verliess gesenkten Hauptes die Kirche. Aber sein Lachen blieb in der Kirche zurück und geisterte wie eine frischgefangene Waldmeise dem Maler um Kopf und Ohren und im ganzen Kirchlein herum.

Am Abend zog der Maler aus dem Windbruchhofe aus. Das Marielie lehnte schluchzend in seinem Guckauskämmerchen und schaute ihm traurig nach, als er über das Steinplattenweglein dorfwärts lief. Einen Steinwurf vom Hause weg, wandte er sich nochmals um, schwang keck den Hut gegen den Guckaus hinauf und sang:

Lebwohl, lebwohl, lieb Mägdelein!
Es spielt so schön der Sonnenschein
In deinen goldnen Haaren.
Er legt dir einen Heil'genschein
In all dein hell Gelock hinein.
All Leut' ihn wohl gewahren.

Lebwohl, lebwohl, lieb Mägdelein!
Bist noch ein blutjung Engelein;
Kein Flüglein zu gewahren.
Doch wenn ich übers Jahr kehr' heim,
Juhuu, du flügger Engel mein!
Will mit dir himmelfahren.

Also übersiedelte der Maler Josef Rotlacher in das Pfarrhaus, obwohl ihn die ältliche Schwester des Hochwürdigsten, die Pfarrersköchin, nicht gerade mit freundlichen Augen kommen sah; denn heimlich hatte sie wirklich gehofft, er werde die schmerzhaftes Muttergottes nach ihr abmalen. Als ihr aber ihr geistlicher Bruder kund tat, wie so ein Modell stundenlang schweigsamer als ein Grabstein, auf dem doch hie und da noch etwa ein Spatz pfeife, dasitzen müsste, wollte sie vom Gemaltwerden nichts mehr wissen.

So musste denn der Maler sein Marienbild ohne Modell zu Ende malen, was er sich wohl zu tun getraute. Er hatte das Windbruch-Marieli nun so genau vor Augen, dass er sich stets unwillkürlich ins Gesicht griff, wenn er vor dem Spiegel stand, um sich zu rasieren, denn allemal schaute ihn daraus des Marielis apfelblütenfarbenes Schelmengesichtlein an.

Als nun die himmelfahrende Jungfrau glücklich vollendet war, machte er sich daran, auch den Liebesjünger Johannes und die übrigen Apostel so rasch als möglich fertig zu malen, denn der Kirchenvogt und der Kirchenrat drängten. Zum ersten war es dem Kirchenrat zuwider, die Kirchweih des Altarbildes wegen so lange hinausschieben zu müssen, und dann wollte der Kirchenvogt den Maler so geschwind es sein konnte zum Land hinaus haben. Er fürchtete, es möchte dem sonst mit Hilfe des ihm so

zugetanen Pfarrers doch noch gelingen, das Marieli einzufangen. Er schimpfte überall herum, wie der Maler sich bei ihm und im Pfarrhofe schon bald ein halbes Jahr, sozusagen für „ein paar Pinselstriche alltäglich“ herausgemästet habe. Und als nun der Pfarrer auf das Drängen des Alten endlich den Preis nennen musste, den der Maler für das Gemälde forderte, erhob er ein Mordgeschrei im ganzen Lande und rechnete den kopfschüttelnden Gemeindegossen vor, wie man das ganze Dorf aussen und innen anstreichen könnte um das Sündengeld, das dieser Faulenzer für einen einzigen Helgen, der nicht einmal so viel Platz einnehme wie eine halbe Gadenwand, zu fordern wage. So gelang es dem Kirchenvogt zuletzt, trotz des Pfarrers Widerstand, mit Hilfe der öffentlichen Meinung dem Maler fast die Hälfte des verlangten Preises abzumarkten. „Denn,“ sagte der Maler Rotlacher, „hab' ich das Bild angefangen, will ich's, mir und dem Pfarrer zulieb, auch fertig machen, obwohl mir dieser Judas von einem Kirchensäckelmeister kaum die Farben bezahlen will.“ Jetzt war er aber wild, und wie die Kirchenräte und Bauern ihn wieder bei der Arbeit zu umlauern begannen, schwor er sich beim Pfarrer hoch und teuer, er tue keinen Pinselstrich mehr, wenn diese ländlichen Ölgötzen noch länger einen Zaunpfahlreigen um ihn herum aufführten.

So fanden die Kirchenräte eines Morgens nicht nur das Haupttor, sondern auch das Seitenpförtlein der Kirche verriegelt und mussten schimpfend abziehen.

Lange hätte sich der Maler in seiner Festung aber nicht halten können, darum atmete er eines Abends hoch auf, als er den Pinsel weglegen und in Stagelegg Feierabend machen konnte. Er bedeckte das fertige Altargemälde sorglich mit einem festen Vorhang. Nachdem er dem Sigristen noch gezeigt hatte, wie man das Tuch wegziehe und das Gemälde mit einem Zug enthülle, lud er durch ihn die ganze Gemeinde auf den morgigen Sonntag-nachmittag zur feierlichen Übergabe des Bildes an den Kirchenrat ein. Die Schlüssel der neuen Kirche aber hatte er in die Tasche gesteckt, sodass nicht einmal der verwunderte Pfarrherr das vollendete Bild besichtigen konnte.

„Morgen nachmittag seht Ihr's alle miteinander, lieber Herr Pfarrer,“ sagte ihm der Maler. „Ich hab' mit dem Kirchenrat

viel Geduld haben müssen, nun soll er sich auch einmal einen Tag gedulden.“

„Meinetwegen,“ lachte der Pfarrer. „Euere Künstlerlaunen in Ehren. Solang kann ich auch warten. Den Raphael und die übrigen Italiener werdet Ihr auch nicht übertrumpft haben, mein junger Freund.“

„So,“ sagte der Kirchenvogt Johannes, als ihm vom Sigristen die Vollendung des Bildes angezeigt wurde, „ist er endlich einmal fertig, der kostbillige anstreichende Habenichts. Ist auch höchste Zeit, denn sonst hätte er uns noch alles Weibervolk verrückt gemacht. Die Weibsbilder haben es in der Liebe wie die Ziegen auf der Weide: sie wollen immer da grasen, wo sie nicht dürfen, die heillosen Heikelnäscher. Überhaupt diese verfluchte Liebe. Es ist mit ihr wie mit der Maul- und Klauenseuche im Viehstall; kann sie jedes fremde Mannsbild am Hosenbein ins Land tragen und eine ganze Gegend verseuchen. Da hockt jetzt mein Maitli den halben Tag in ihrem Guckaus droben und plärrt und hat doch sonst das Haus schier auseinandergejauchzt, bevor dieser fremde Hungerschlucker ins Land kam. Jetzt kommt sie aus dem Flennen nimmer heraus. Eine schöne himmelfahrende Jungfrau das. Nimmt mich nur Wunder,“ setzte er giftig hüstelnd bei, „wie er den alten Liebesjünger Johannes getroffen hat; lange genug hat er mich anschauen können. Im übrigen kann ich nicht begreifen, wie der Pfarrer ihm mein Maitli so aufhalsen konnte. Er hätte ja, wie ich und andere es alleweil wünschten, seine Schwester, die Jungfer Köchin mit den sieben Schwertern in der Brust malen lassen können. Gerne hätte ich ihr noch ein achttes auf meine Kosten dazu malen lassen, sakerlot, sakerlot!“

Der Pfarrer schüttelte sich vor Lachen, und seine Köchin ward kreideweiss vor Ärger, als der Knecht aus dem Windbruch die Abendmilch und des Kirchenvogts Rede, beides noch „kuhwarm“, wie er sagte, in die Küche des Pfarrhauses brachte.

* * *

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, versammelte sich die ganze Gemeinde von Stagelegg, nach Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten im Nachbardorfe, im Schiffe der neuen Kirche.

Da sie noch nicht eingeweiht war, begannen die Bauern so gleich ihre alltäglichen Sorgen laut und ungezwungen zu besprechen. Der Pfarrer und die Kirchenräte waren ja noch nicht anwesend. Die Weiber aber unterhielten sich tuschelnd und eifrig über das vom Kirchenvogt Johannes so plötzlich gestörte Liebesverhältnis zwischen seinem Maitli und dem hübschen jungen Maler. Sie starben schier vor Neugierde, zu sehen, wie der Maler das Marieli auf das Altarbild gebracht habe. Diese überlustige Lachdrossel für das Bildnis der Muttergottes noch besonders anzupfehlen, war denn doch von ihrem geistlichen Herrn ein toller Einfall. Und zu einer solchen himmelfahrenden Jungfrau, zu einem Abbild einer hieländischen Weibsperson, sollten sie künftig in ihren Nöten beten können. Sie redeten sich immer mehr in eine laute Entrüstung hinein. Doch die Stagelegger Jugend, zuvorderst des Kirchenvogts Enkel, der Franztöneli, freute sich königlich der seltenen Gelegenheit, einmal in einer Kirche, ungestört von Schullehrer und Schulschwester, allerhand Unfug treiben zu dürfen.

Eben als die Gemeinde ungeduldig zu werden anfang, kam der Herr Pfarrer mit dem Kirchenrate durch das Tor gegangen.

Jetzt ward es still in der Kirche. Die Kirchenräte machten vielbedeutende Gesichter, tat jeder als hätte er aus seinem eigenen Sacke dem Herrgott ein neues Haus erbaut.

Wie alle in der neuen Bestuhlung Platz genommen, stellte sich der alte Pfarrherr vor den Hochaltar und redete seine Gemeinde also an: „Liebe Pfarrkinder! Bald wird der hochwürdigste Bischof kommen und das endlich vollendete Haus Gottes einweihen. Es soll ein Tag der Freude werden für Hirt und Herde. Der Kirchenrat und ich mit ihm haben uns redlich bemüht, das Kirchlein so auszubauen, dass man im Himmel und auf Erden unsern guten Willen, dem lieben Gott auch in Stagelegg ein gastlich Dach einzurichten, wird anerkennen müssen. Ich wollte aber noch etwas ganz besonderes im Hause Gottes haben: Ein wahrhaft künstlerisches Hochaltarbild mit der benedeiten Jungfrau Maria, die der Schlange den Kopf zertreten hat. Ein junger Künstler von grosser Begabung, dessen seliger Vater mir ein Freund war, Josef Rotlacher, hat es, ich darf wohl sagen: um Gotteslohn gemalt und damit, wie ich überzeugt bin, seiner Kunst

ein erstes Denkmal gesetzt. Das Bild soll die glorreiche Himmelfahrt Mariä darstellen. Der Maler wollte es selber enthüllen, allein er musste wegen dringender anderweitiger Arbeit noch heute abreisen. Daher wird nun der Sigrüst die Hülle vom Bild ziehen und wir wollen uns stets bei seinem Anblicke auch dankbar dessen erinnern, der es gemalt hat. Sigrüst, zieh das Tuch weg!“

In gespanntester Erwartung schauten die Stageleger gegen den Hochaltar.

Der Sigrüst, der schon in Bereitschaft gestanden, zog aus Leibeskräften, die Hülle fiel und schier erschrocken fuhren die Kirchengenossen aus den Stühlen auf, denn es war ihnen, Mariä Himmelfahrt spiele sich soeben in Wirklichkeit vor ihren Augen ab.

Mit hoeherrhobenen Armen, in wallenden weissen und blauen Gewändern, schwebte die Jungfrau Maria ob dem Hochaltar gen Himmel. Auf ihrem Angesichte aber lag schon der Glanz der himmlischen Sonne und in ihren jubelnden, jauchzenden Augen die ewige Seligkeit.

Niemand fiel es mehr ein, in diesem verklärten Antlitze nach den Zügen des Windbruch Marieli zu suchen; sahen alle nur noch die makellose, verherrlichte Gottesbraut.

Einer aber, der alte Kirchengvot, hatte sich sogleich eifrig unter den Aposteln, die das Ruhebett der Gottesmutter umstanden, umgesehen. Und jetzt fand er, was er suchte. Neben dem rosenbestreuten Lager kniete mit gefalteten Händen als schöner, lockiger Jüngling, der Liebesjünger Johannes und staunte sehnsüchtigen Auges nach der himmelfahrenden Jungfrau. Er hatte aber, wie den Alten bedünken wollte, die verklärten und geadelten Züge des Malers.

Mit bösen Blicken, eine Verwünschung nur mühsam hinunterwürgend, schaute der alte Johannes nach dem jugendschönen Liebesjünger, in dessen Angesicht er sicher und heilig seine eigenen verwitterten Züge zu finden gehofft hatte. Und nur wenig vermochte ihn der Gedanke zu trösten, dass er den Maler um die Hälfte seines sauer verdienten Lohnes hatte verkürzen können.

Auf einmal rief die gellende Stimme eines kleinen Mägdleins: „Es sind ja dreizehn Apostel auf dem Helgen!“

„Ja,“ erschallte sogleich stolz und freudig des Franztönelis Stimme, „und der dreizehnte ist mein Grossvater!“

Ringsum in der Kirche ein kicherndes Zischeln und ein mühsam unterdrücktes Auflachen.

Jetzt sah sich der alte Johannes das Ölgemälde genauer an und erschrak bis ins Herz hinein.

Unter einer Trauerweide, die eine Gewitterwolke überschattete, kauerte im Hintergrunde Judas Ischariot, der Exapostel, hielt krampfhaft einen Geldsäckel in den magern Fingern und stierte mit neidgelbem Angesicht nach dem verzückten Liebesjünger Johannes. Dieser Judas aber sah dem Kirchenvogt von Stagelegg so gleich wie ein Ei dem andern.

„Jeses, jeses!“ rief jetzt auch das Marieli halblaut aus: „Der Judas ist ja der leibhaftige Vater!“

Nun rauschte ein überlautes Auflachen durch die Kirche. Kreideweiss vor Wut starrte der Kirchenvogt immer noch nach seinem Ebenbilde. Es war ihm, er stehe vor dem Spiegel.

Dann aber fuhr er mit funkelnden, giftigen Äuglein auf und machte sich, knirschend in ohnmächtigem Grimm, rasch aus der Kirche, gefolgt von dem trostlosen Marieli und dem verwundernten Franztöneli, dem der Zorn des Grossvaters, der doch nun glücklich und überaus wohlgetroffen auf dem Altarbild prangte, völlig unverständlich war.

Der alte Pfarrherr war erst durch des Kirchenvogts schleunigen Abzug auf den im Dunkel der Trauerweide kauern den Judas aufmerksam geworden. Bisher hatte er alleweil die himmelfahrende Jungfrau angestaunt und dazu ein um das anderemal halblaut vor sich hingemurmelt: „Meisterlich, meisterlich!“ Wie er nun den unheimlichen, neidgelben Judas recht ins Auge fasste, musste auch er laut auflachen. „Der Tausend, der Tausend!“ murmelte er kichernd, „wahrhaftig vom Kirchenvogt wie abgeschnitten. Es fehlt bloss noch die Zipfelkappe. Ei, ei, gar so grob hätte der Kirchenvogt den Maler eben nicht zum Haus hinausweisen und ihm gar noch ‚Hungerschlucker!‘ nachrufen sollen Habeat sibi! Nun hat er seinen Liebesjünger. Übrigens,“ machte er ernsthaft werdend, „mit dem jungen Racheengel Rotlacher wollen wir dann auch noch ein Wörtchen reden. Aber,“ er versenkte sich schon wieder in die Himmelfahrt, „aber was wahr ist, bleibt wahr, das Bildnis der Jungfrau ist ihm meisterlich

geraten. Ganz wie's geschrieben steht: In Ewigkeit sollst du die Verwesung nicht sehen! Wundervoll, wundervoll!“

* * *

Als aber der Pfarrer nach Hause kam, ward ihm angst und bange. In seiner Stube erwartete ihn der schwergekränkte Kirchenvogt Johannes Dürlibacher und tat wie von Sinnen. Er drohte mit Bischof und Papst, mit der Regierung, mit Himmel, Hölle und Fegfeuer, wenn der Judas nicht so schnell als menschenmöglich umgemalt werde und ein anderes Gesicht bekomme. Sein Maitli habe er fortgejagt, sie sei zur Base gelaufen und dürfe ihm nicht mehr ins Haus kommen, bevor der gottverfluchte Judas ein neues Gesicht habe. Und wenn ihm der Pfarrer nicht helfe, lasse er einen Anstreicher aus dem nächsten Dorfe auf seine eigenen Kosten kommen, der das Schelmenstück gründlich auspinseln müsse. Er hätte nie geglaubt, dass man ihn, zum Dank für seine Häuslichkeit beim Kirchenbau und weil er dem Maler das Geld der Gemeinde und sein eigenes nicht habe nachwerfen wollen, als verräterischen Geizteufel auf das Altarbild malen liesse.

Der Pfarrer konnte sagen was er wollte, der Kirchenvogt blieb unbelehrbar und unversöhnlich, bis er ihm zuletzt feierlich gelobte, dem jungen Künstler augenblicklich zu schreiben, dass er seinen Schelmenstreich sobald als möglich wieder gut machen müsse. Grollend verliess der Alte die Stube und stiess fast die unwirsche Pfarrsköchin, die natürlich den Dialog vor der Tür mitgenossen hatte, über den Haufen.

Doch der Pfarrer mochte dem Maler schreiben soviel er wollte, immer erhielt er den gleichen Bescheid, der da ungefähr besagte: Er habe den Judas genau so gemalt, wie er ihm heute noch vor Augen stehe und wie er gewiss in der tiefsten Hölle drunten sitze. Die ganze Welt solle ihn nicht zwingen, auch nur das mindeste an seinem Bilde zu ändern, wenn der geizige Kirchenvogt nicht sein schönes Marieli gegen den Judas mit ihm austauschen wolle.

Erst tat der Alte wie unsinnig, als er des Malers Antwort vernahm; aber so hübsch nach und nach begann er sich doch die Sache zu überlegen, besonders da ihm der Pfarrer immer

wieder nachzuweisen suchte, dass es ihm hohe Ehre bringen würde, bekäme er einen so vielversprechenden Künstler zum Schwiegersohne. Zudem wollten die Kirchenräte und die Gemeinde ihre Kirchweih durch diese Angelegenheit nicht auf unabsehbare Zeit hinausschieben lassen. Als nun gar noch des Malers greiser Vater in eigener Person in den Windbruch gereist kam und für seinen Sohn um das Marieli, das dabei in Tränen zerfloss, anhielt, gab er endlich brummend nach.

Bald darnach erschien der Maler Josef Rotlacher wieder in Stagelegg und holte sich bei dem Kirchenvogt Johannes Generalpardon, nachdem er dem Judas ob dem Hochaltar des neuen Kirchleins ein anderes Gesicht — manche wollten die etwas männlichen Züge der bösen Pfarrersköchin darin erkennen — gemalt hatte.

Froh atmete der Pfarrer auf, als er den schlimmen Handel so gut aus der Welt geschafft sah.

Nicht lange nachher war Hochzeitsfest im Windbruch und zwar in der neuen, nunmehr eingeweihten Kirche.

Wie sie nun alle so dankieten, beschaute der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher die himmelfahrende Jungfrau zum ersten Male, und obwohl es ihm fast unmöglich war, sein Marieli in ihren Gesichtszügen herauszufinden, gefiel ihm das Bildnis doch überaus gut. Nur war es ihm unbegreiflich, wie der Maler die Himmelskönigin mit ungekämmten, aufgelösten Haaren, statt mit einer goldenen Krone auf dem Kopf und überladen von Edelsteinen und glitzerndem Flitter, hatte himmelfahren lassen. Noch einen missfälligen Blick tat er nach dem braunlockigen Liebesjünger, den er sich so ganz anders vorgestellt hatte, dann horchte er mit halbem Ohre auf das schöne Marienlied, das die Mägdlein von Stagelegg während der stillen Traumesse sangen:

„Ein Bild ist mir ins Herz gegraben,
Ein Bild, so schön und wundermild.
Ein Sinnbild aller guten Gaben, —
Es ist der Gottesmutter Bild.
In guten wie in bösen Tagen
Will ich dies Bild im Herzen tragen.“

Was Wunder, dass die ganze Gemeinde unwillkürlich zu dem Altarbild mit der verherrlichten Jungfrau Maria emporsah; was

Wunder auch, dass der glückliche Maler Josef Rotlacher ein bisschen seitwärts guckte nach dem Modell der makellosen Jungfrau, nach dem Marieli, das mit demütigem Scheitel neben ihm kniete und mit den züchtig gesenkten Wimpervorhängelein den unbändigen Jubel seiner Augen nicht zu verbergen vermochte.



LA SUISSE ACTUELLE ET LES ARTISTES

Je l'ai constaté moi-même, et souvent. Nos „artistes“ (qu'on me pardonne ce mot que je n'aime pas, mais il est commode, et j'entends par là tous ceux pour qui l'art, que ce soit sculpture ou musique, peinture ou littérature, est la raison même de vivre), nos artistes se détachent de plus en plus de leur pays; de plus en plus, ils s'y sentent perdus. On ne leur fera pas l'injure, j'espère, de leur répondre que c'est par pose et pour avoir vécu à l'étranger, et pour le faire sentir, comme ces petits jeunes gens qui reviennent de Paris avec des cravates à la mode, — et qu'ils „portent“ leur opinion comme d'autres leur cravate. Ils ne sont, hélas! que trop sincères. S'ils parlent ainsi, s'ils se laissent aller à cet aveu, c'est qu'ils y sont forcés; c'est qu'ils aiment leur patrie. Ils n'accusent point; ils déplorent.

Et sans doute sont-ils une minorité; une minorité même infiniment faible et restreinte, et le suffrage universel a le mépris de la minorité. Mais qu'on y prenne garde; ce n'est pas lui qui fait la vie profonde d'une nation. Ce ne sont pas ses décisions qui font la force d'un peuple. Qui donc a illustré la Grèce, sinon une minorité? Grâce à quoi *agit-elle* encore, parmi nous, sinon par son art et sa littérature qui sont d'une minorité? Et qui saurait le nom d'Athènes, minorité elle-même parmi les peuplades de la Grèce antique, sans Eschyle et sans Phidias? Je prends à dessein des exemples fameux, non qu'ils ne nous écrasent un peu, mais je pousse ma thèse à l'extrême; et à redescendre de là, et beaucoup plus bas si on veut, cette vérité n'en subsiste pas moins: qu'il n'y a que l'élite qui soit représentative d'une race et qu'il